Jüdisches Museum Berlin

Hintergrundinformation

Raumtexte der Ausstellung
»Alles hat seine Zeit. Rituale gegen das Vergessen«
Laufzeit: 18. Oktober 2013 – 9. Februar 2014

1. Erinnerung an den Tempel

Der Jerusalemer Tempel nimmt in der jüdischen Geschichte als Zentralheiligtum einen einzigartigen Platz ein. Mit seiner Zerstörung durch die Römer im 1. Jahrhundert n. d. Z. wandelte sich der Opfergottesdienst zum Wortgottesdienst. Um den Verlust des Zentralheiligtums zu kompensieren, erhielten die nun entstehenden Synagogen sakralen Charakter. Dies lässt sich an ihrer Ausrichtung nach Jerusalem, dem zerstörten Zentrum jüdischen Kultes, ablesen.
Auch in der byzantinisch-basilikalen Synagoge von Bet Alpha in Israel zeigt die Apsis für den Tora-Schrein in Richtung Jerusalem. Das Bildprogramm dieser spätantiken Synagoge thematisiert mit der Darstellung der Bindung Isaaks, dem Festkalender und einem Einblick in den imaginierten Tempel Schlüsselszenen jüdischen Gedächtnisses und macht deutlich, dass in Zukunft die Synagoge als »kleines Heiligtum« den Tempel repräsentieren sollte. Symbole wie die Gebotstafeln, der Siebenarmige Leuchter, das Ewige Licht oder die Tempelsäulen auf jüdischen Kultobjekten halten die Erinnerung an den Tempel wach.

2. Erinnerung an das Wort

Hebräisch ist die Sprache der jüdischen Bibel. Der Tradition nach wurde der heiligste Teil der Bibel, die fünf Bücher Mose, genannt Tora, Mose von Gott am Sinai in jener Sprache diktiert, in der er bereits die Welt geschaffen hatte: Hebräisch. Deshalb gilt das Hebräische als »Heilige Sprache«. Seine

Verwendung erinnert an das göttliche Schöpfungswerk. Gemeinsam mit Aramäisch ist Hebräisch die Sprache des Talmuds und der rabbinischen Kommentarliteratur. Ungefähr ab dem Jahr 200 unserer Zeitrechnung war das Hebräische keine Alltagssprache mehr, sondern die Sprache der Liturgie. Erst mit dem Beginn des Mittelalters setzte sich das Hebräische in immer mehr Lebensbereichen durch. Um die Bibel und weiterführende religiöse Texte lesen und dem Gottesdienst folgen zu können, wurde in jüdischen Gemeinden der Unterricht des Hebräischen eingeführt, für Fortgeschrittene auch des Aramäischen. Nicht nur für religiöse Ämter, auch für die Ausübung der verschiedenen Funktionen und Binnenberufe in der jüdischen Gemeinde ist die Kenntnis des Hebräischen unabdingbar. Schon früh finden sich daher Illustrationen von Lehrer-Schüler-Szenen und Lehrmittel wie Buchstabiertafeln.

3. Erinnerung an die Liebe

»Seid fruchtbar und vermehrt euch« lautet das biblische Gebot. Traditionsgemäß dient die Ehe vor allem der Fortpflanzung. In talmudischer Zeit kristallisierte sich eine zweistufige Hochzeitszeremonie heraus: Erst erfolgte die Verlobung, ein Jahr später die Heirat. Beide Parteien schlossen einen standardisierten Vertrag, in dem der Bräutigam sich zur Fürsorge gegenüber der Braut verpflichtet und ein Betrag festgesetzt wird, den die Frau im Falle einer Scheidung oder bei Ableben des Ehemanns erhält.
Seit dem Mittelalter ist der Austausch von Geschenken zwischen Braut und Bräutigam üblich. In Deutschland schickte sich das Paar am Vorabend der Hochzeit gegenseitig Gürtel, die während der Hochzeitszeremonie getragen und zum Zeichen der Verbundenheit ineinander eingehängt wurden. Ein beliebtes Hochzeitsgeschenk an das Paar ist auch heute noch der Kiddusch-Becher für den Segensspruch über den Wein, mit dem man Festtage willkommen heißt. Während des Hochzeitsrituals unter dem Trauhimmel, der Chuppa, wird der Becher für die zu rezitierenden Segnungen verwendet. Im süddeutschen Raum zerbrach der Bräutigam früher nach der Trauung ein Glas an dem hierfür an der Synagoge angebrachten Chuppa-Stein – heute wird das Glas zertreten. Dieser Brauch ruft während des freudvollen Festes nicht nur

die Zerstörung des Jerusalemer Tempels in Erinnerung, sondern gemahnt auch an die Zerbrechlichkeit des Glücks.

4. Erinnerung an das Leben

Die erste Passage des Menschen ist jene ins Leben – die Geburt. Neben Hebammen sollten, im Christentum und im Judentum, magische Objekte wie Amulette helfen, die Wöchnerin und das Neugeborene zu schützen. In den jüdischen Gemeinden Süddeutschlands erhielten Mädchen am vierten Schabbat nach dem Eintritt ins Leben während eines eigenen Rituals ihren säkularen landesüblichen oder jiddischen Namen.
Für den gesunden Jungen gibt es am achten Tag ein anderes Ritual. Nach jüdischer Tradition tritt die männliche Nachkommenschaft Abrahams mit der Brit Mila, der Beschneidung, in den Bund mit Gott. Findet sie in der Synagoge statt, so gibt es dort eigene Beschneidungsstühle oder -bänke für den Paten, der den Säugling während der Zeremonie hält. Ein zweiter Sitz ist für den Propheten Elija reserviert. Im deutschsprachigen Raum entwickelte sich der Brauch, die Beschneidungswindel in ein langes Band umzunähen und mit den Namen des Jungen und seines Vaters, dem Geburtsdatum und einem Segensspruch zu bemalen oder zu besticken. Trägt der Vater das Kind das erste Mal in die Synagoge, bringt er diesen Wimpel mit.

5. Erinnerung an den Sieg

Während des achttägigen Lichterfestes Chanukka um die Zeit der Wintersonnenwende wird allabendlich ein Licht mehr entzündet. Chanukka bedeutet Weihe und erinnert an die Wiedereinweihung des Tempels nach dem erfolgreichen Makkabäer-Aufstand im 2. Jahrhundert v. d. Z. gegen die hellenistischen Herrscher Syriens. Nach dem Sieg der Makkabäer und der Rückeroberung des entweihten Tempels wurde dieser von allen Verunreinigungen gesäubert. Die Legende berichtet, dass die Aufständischen dort nur noch einen kleinen Krug mit rituell reinem Öl für den Tempelleuchter vorfanden, auf dem sich das Siegel des Hohepriesters befand. Bei der feierlichen Einweihung des Tempels soll das wenige Öl ausgereicht

haben, um die Lichter der Menora wunderbarerweise acht Tage und Nächte lang brennen zu lassen. In Erinnerung an dieses Ereignis wird Chanukka acht Tage lang gefeiert. Im Mittelpunkt steht der achtflammige Chanukka-Leuchter mit einer neunten Flamme, die lediglich dem Anzünden der Lichter dient. Den Leuchter stellt man gut sichtbar an Tür oder Fenster, damit alle von dem Wunder erfahren.

6. Erinnerung an die Endlichkeit

Im 17. Jahrhundert entstanden Textsammlungen zum Umgang mit Kranken, Sterbenden, Verstorbenen und Hinterbliebenen, in denen auch die spezifischen Trauer- und Begräbnisrituale schriftlich niedergelegt wurden. Verstorbenen ein der Tradition entsprechendes Begräbnis zu ermöglichen, gilt im Judentum als wohltätige Handlung. Diese Aufgabe fällt der Chewra Kadischa zu, einer Heiligen Gesellschaft, wie sie seit der Frühen Neuzeit zu den meisten jüdischen Gemeinden gehört. Ihre Mitglieder nehmen sich Kranker, Verstorbener und Trauernder an, sie waschen die Toten, reinigen ihre Nägel und kämmen sie. Diese rituelle Reinigung der Verstorbenen erinnert die Ausführenden auch an die eigene Sterblichkeit.
Zu den Trauer-Riten gehört das siebentägige Schiwa-Sitzen auf niedrigen Sitzgelegenheiten und das regelmäßige Kaddisch-Gebet, das Totengebet, gefolgt von einer 30-tägigen Phase der Rückfindung in den Alltag und einer weiteren, elfmonatigen Trauerzeit.
Die Gesellschaften, die zu den wichtigsten Institutionen einer jüdischen Gemeinde gehören, veranstalten traditionell jährliche Festmahle. Im Zusammenhang mit diesen Mahlzeiten kamen eigene Chewra-Kadischa-Becher mit den eingravierten Namen der Mitglieder auf.

7. Erinnerung an die Offenbarung

Pessach, das Wochenfest Schawuot und Sukkot sind ursprünglich Erntedankfeste. Zu diesen Wallfahrtsfesten pilgerte man zu Fuß nach Jerusalem, um eine Opfergabe im Tempel darzubringen. In den 49 Tagen zwischen Pessach und Schawuot findet das rituelle Omer-Zählen statt, das

Zählen der Garben aus neu geernteter Gerste. Als Schawuot mit der Offenbarung am Berg Sinai verknüpft wurde, trat die ursprüngliche Bedeutung als Erntedankfest in den Hintergrund. Doch die Gesetzgebung verlief nicht ohne Sündenfall. Während Mose auf dem Berg Sinai mit Gott sprach, verlangte das Volk einen Götzen, worauf das Goldene Kalb angefertigt wurde. Beim Anblick dieses Idols geriet Mose in Zorn und zerschmetterte die Gebotstafeln. Die rabbinische Auslegungsliteratur stellt dem Vergehen der Israeliten Gottes Gnade gegenüber: Mose erhält die Gebote ein zweites Mal. Die Omer-Tage haben sich, bis auf einen Tag, in Trauertage in Erinnerung an historische Katastrophen gewandelt, an denen keine Feste gefeiert werden. Omer-Kalender sollen das korrekte Zählen garantieren.

8. Erinnerung an die Schöpfung

Das Einhalten des Schabbat ist eines der Zehn Gebote. Der Freitagabend beginnt mit dem Empfang des Schabbat, der Kabbalat Schabbat, mit einem Psalm und dem traditionellen Lied »Lecha Dodi«. Nach dem Abendgottesdienst wird Kiddusch gemacht, das heißt, der Feiertag wird geheiligt. Im Kreise der Familie werden vor dem Abendessen die Segenssprüche über Wein und Brot rezitiert. Anweisungen für den rituellen Ablauf des Feiertages finden sich auf zahlreichen Objekten. Für den Segen über den Wein wurden Kiddusch-Becher, für das traditionelle Weißbrot Challa-Platten entwickelt, die nur am Festtag Verwendung finden. Der Feiertag wird mit der Hawdala verabschiedet, dem Ritual, das den Übergang von einer heiligen zur profanen Zeit markiert.
Mit dem Schabbat-Gebot wird der göttliche Ruhetag der Schöpfungsgeschichte zum Feiertag des Menschen, der in Erinnerung an die Schöpfung das göttliche Ruhen am siebten Schöpfungstag wöchentlich wiederholt. Doch am Schabbat wird auch des Exodus, des Auszugs aus Ägypten, gedacht, weshalb der wöchentliche Feiertag auch für die Gemeinschaft von besonderer Bedeutung ist.

9. Erinnerung an die Befreiung

Das Pessach-Fest ist mit dem Exodus, dem Auszug der Israeliten aus Ägypten, verbunden. Gottes direkter Eingriff in die Geschichte ermöglichte die Befreiung aus der Knechtschaft und prägte das Verhältnis Israels zu seinem Gott. Pessach, ursprünglich ein Wallfahrtsfest, dauert acht Tage. Die häusliche Feier findet an den Seder-Abenden statt. Seder meint die festgelegte Ordnung für den genau strukturierten Ablauf der Feier.
Das ritualisierte Erinnern ist schriftlich in der Pessach-Haggada festgelegt. Sie beinhaltet die Anweisungen für den Festablauf sowie biblische Erzählungen zum Exodus, rabbinische Kommentare und Hymnen. Aufgrund ihres Erzählstoffes über Unterdrückung und Befreiung bietet sie sich für zeitgemäße Adaptionen an.
Für die Mazzot, die ungesäuerten Brote, und weitere symbolische Speisen, gibt es eigene Behältnisse, wie spezielle Teller und Becher. Als Vorläufer und Verkünder des Messias gebührt dem in der Pessach-Nacht erwarteten Propheten Elija ein besonderer Becher mit Wein. Wie Gott die Israeliten aus der ägyptischen Knechtschaft befreit hat und sie das Heiligtum errichten ließ, so wird der Messias das Volk zur Errichtung eines neuen Jerusalem und eines neuen Tempels sammeln.

10. Erinnerung an die Wanderung

Das siebentägige Laubhüttenfest Sukkot ist das dritte der Wallfahrtsfeste. Es erinnert an die 40-jährige Wüstenwanderung nach dem Auszug aus Ägypten. Im Andenken an die provisorischen Unterstände in der Wüste werden für das Fest Laubhütten errichtet. Sie sind mit Früchten und Blumen geschmückt. Tafeln zeigen die Gebetsrichtung an. In den Laubhütten wird während der Woche gegessen, oft auch geschlafen. An den ursprünglich landwirtschaftlichen Charakter des Festes erinnert der Feststrauß, bestehend aus Etrog, einer Zitrusfrucht, und Lulaw, dem Palmzweig, sowie Myrten und Bachweidenzweigen. Sie werden während des Hallel-Gebets beim sogenannten Lulaw-Schütteln in sechs Richtungen gehalten: nach Osten, nach Süden, nach Westen, nach Norden, nach oben und nach unten.

In einem Umzug werden die Tora-Rollen der Gemeinde um das Vorbeterpult getragen, gefolgt von Gläubigen mit Feststräußen. Am letzten Tag des Festes wird um Regen gebetet und das Vorbeterpult sieben Mal umrundet. In ländlichen Gemeinden werden die Tora-Rollen von Fall zu Fall mit einfachen Kronen aus Pappe, Stoff oder Papier geschmückt.
Die Zeremonie erinnert an die Sukkot-Prozessionen um den Altar im Jerusalemer Tempel.

11. Erinnerung an das Böse

Während des jährlichen Purim-Festes wird das Buch Esther gelesen. Die Geschichte spielt in der persischen Diaspora während der Regierungszeit des Königs Achaschwerosch – vermutlich Xerxes I. In der Erzählung beschließt der Wesir Haman die Vernichtung der Juden Persiens, da der Jude Mordechai ihm aus religiösen Gründen den Kniefall verweigert hat. Lose, hebräisch Purim, sollen den Zeitpunkt des Pogroms festlegen. Mordechai bittet seine Cousine Esther, des Königs Gattin, um Hilfe. Sie stellt sich ihrer bislang verborgenen jüdischen Identität. Gemeinsam können sie das Unheil abwenden und Haman seiner Bestrafung zuführen. Das Fest, das die persischen Juden daraufhin feiern, war das erste Purim-Fest. Das gemeinsame Lesen der Esther-Rolle ist religiöse und zugleich soziale Handlung: die Feier stärkt insbesondere seit der Zeit der Diaspora die kulturelle Identität. Immer wieder wurde diese Erzählung zeitgeschichtlich adaptiert. Auch nichtjüdische religiös konnotierte Erinnerungsobjekte – vornehmlich an die Zeit des Nationalsozialismus – wurden in die jüdische Memorialkultur aufgenommen.

12. Erinnerung an das Vaterland

Neben religiöser und lebenszyklischer Erinnerung können Rituale die Loyalität gegenüber dem größeren Gemeinwesen ausdrücken. Hatte die Treue der europäischen Juden zu ihren Landesherren bereits im 18. Jahrhundert ideelle und materielle Rückwirkungen auf Kultgeräte, so entwickelte sich der

jüdische Betraum in den europäischen Großstädten im Laufe des 19. Jahrhunderts zum Schauplatz patriotischer Manifestationen.
Deutsche Juden bekundeten ihre Loyalität zu den Regenten mit regelmäßigen Gottesdiensten anlässlich der verschiedenen Freuden- und Trauertage der Herrscherhäuser. Auch im privaten Haushalt finden sich früh Zeichen der Identifikation mit den jeweiligen Regenten. Wie an den Befreiungskriegen, so nahmen auch am letzten Deutschen Einigungskrieg von 1870/71 und besonders am Ersten Weltkrieg zahlreiche Juden teil. Viele jüdische Frauen engagierten sich in Kriegszeiten im karitativen Bereich. Diese Loyalität dem Staat gegenüber wurde nicht immer gewürdigt. Lehnte man die Verzeichnung der Namen von gefallenen jüdischen Soldaten auf Kriegerdenkmälern ab, verweigerte man damit den Juden Anteil an der kollektiven Erinnerung.

13. Erinnerung an die Kindheit

Die Kindheit endet bei Mädchen mit ihrem 12., bei Jungen mit ihrem 13. Geburtstag, wenn sie ihre religiöse Mündigkeit erreichen. Von diesem Zeitpunkt an sind sie verpflichtet, die religiösen Gebote einzuhalten. Dementsprechend heißen die Jugendlichen Bat Mizwa, Tochter des Gebots, oder Bar Mizwa, Sohn des Gebots.
Die Bar-Mizwa-Feier entwickelte sich bereits im ausgehenden Mittelalter. Als klassischer Übergangsritus ist die Zeremonie im Zusammenhang mit der Pubertät zu sehen. Während der synagogalen Feier werden die Jugendlichen zum ersten Mal zur Tora- und zur Propheten-Lesung aufgerufen. Die Bat-Mizwa-Zeremonie wurde erst im frühen 20. Jahrhundert eingeführt.
Zur Erinnerung an die göttlichen Gebote sollen jüdische Männer aus Baumwollfäden geknüpfte Schaufäden an den Ecken ihrer Gewänder anbringen. Daraus leitet sich der Tallit ab, der Gebetsschal mit den Schaufäden, den die Jugendlichen zur Erinnerung an die Mündigkeit erhalten. Er wird während des Morgengebets und zu verschiedenen Anlässen in der Synagoge getragen. Um diesem Gebot dauerhaft nachzukommen, tragen Orthodoxe unter ihrer Kleidung einen kleinen Gebetsschal, den Tallit Katan.

14. Erinnerung an das Gesetz

Wie das Wochenfest Schawuot, erinnern auch Simchat Tora, das Fest der Freude über das Gesetz, und jeder Gottesdienst an die Offenbarung der göttlichen Gebote. Die Offenbarung wird allerdings von verschiedenen jüdischen Strömungen unterschiedlich aufgefasst.
Nach orthodoxem Verständnis bezieht sich die Offenbarung nicht nur auf die Tora, das am Sinai übergebene, absolut wahre schriftliche Gesetz, sondern auch auf das mündliche Gesetz, die Mischna. Nur offizielle rabbinische Autoritäten können beides richtig interpretieren und legen fest, wie die Gebote zu befolgen sind.
Dagegen versteht das konservative Judentum schriftliches und mündliches Gesetz als nicht wörtlich von Gott offenbart, sondern von Redaktoren zusammengestellt. Die Halacha, das Religionsgesetz, ist allerdings auch im konservativen Judentum bindend.
Die Reform-Bewegung versteht die Tora nicht als göttliche Offenbarung, sondern lediglich als göttlich inspiriert. Dementsprechend ist das jüdische Religionsgesetz keine Konstante, sondern veränderbar und die Auslegung der Tora liegt in der Verantwortung der Gemeinde..

15. Erinnerung an die Unendlichkeit

Im Judentum gibt es keine einheitliche Vorstellung über die »kommende Welt«. Apokalyptische biblische Bücher wie Ezechiel, Jesaja, Daniel, aber auch Schriften, die keine Aufnahme in den Kanon gefunden haben, versuchen das Ende der Welt darzustellen und zu erklären. Die Hoffnung auf das Kommen des Messias, die Sammlung der Exilierten in Zion und die Wiedererrichtung des Tempels in einer zukünftigen Welt sind Themen jüdischer Heilserwartung. Das rabbinische Judentum hält sich jedoch mit konkreten Aussagen zum Jenseits mit einer Begründung aus Jesaja 64,3 weitgehend zurück: »Kein Auge hat es gesehen außer Gott allein.«
Die Auferstehungslehre ist fester Bestandteil jüdischen Glaubens. Während des täglichen Morgengebetes heißt es: »Du, mein Herr, bist ewig allmächtig, Du bist's, der die Toten wieder belebt, mächtig reich zu helfen, lässet den

Wind wehen und sendet den Regen herab, versorgt die Lebenden mit Liebe, belebt die Toten mit großem Erbarmen, stützt Fallende, heilt Kranke, löst Gefesselte und hält seine Treue den Staubes-Schläfern.«

Kontakt:
Katharina Schmidt-Narischkin
Leiterin Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Telefon: +49(0)30-25 993 -419
Fax: +49(0)30-25 993 -400
E-Mail: k.schmidt-narischkin@jmberlin.de

Stiftung Jüdisches Museum Berlin
Lindenstr. 9–14, 10969 Berlin
www.jmberlin.de
www.twitter.com/jmberlin
www.facebook.com/jmberlin
www.jmberlin.de/blog